

Kocka, Jürgen

Article — Accepted Manuscript (Postprint)

Lehrmeisterin des Lebens? Geschichtswissenschaft als politische Kraft

INDES - Zeitschrift für Politik und Gesellschaft

Provided in Cooperation with:

WZB Berlin Social Science Center

Suggested Citation: Kocka, Jürgen (2021) : Lehrmeisterin des Lebens? Geschichtswissenschaft als politische Kraft, INDES - Zeitschrift für Politik und Gesellschaft, ISSN 2196-7962, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, Vol. 9, Iss. 3, pp. 67-76,
<https://doi.org/10.13109/inde.2020.9.3.67>

This Version is available at:

<https://hdl.handle.net/10419/247340>

Standard-Nutzungsbedingungen:

Die Dokumente auf EconStor dürfen zu eigenen wissenschaftlichen Zwecken und zum Privatgebrauch gespeichert und kopiert werden.

Sie dürfen die Dokumente nicht für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, öffentlich zugänglich machen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Sofern die Verfasser die Dokumente unter Open-Content-Lizenzen (insbesondere CC-Lizenzen) zur Verfügung gestellt haben sollten, gelten abweichend von diesen Nutzungsbedingungen die in der dort genannten Lizenz gewährten Nutzungsrechte.

Terms of use:

Documents in EconStor may be saved and copied for your personal and scholarly purposes.

You are not to copy documents for public or commercial purposes, to exhibit the documents publicly, to make them publicly available on the internet, or to distribute or otherwise use the documents in public.

If the documents have been made available under an Open Content Licence (especially Creative Commons Licences), you may exercise further usage rights as specified in the indicated licence.

LEHRMEISTERIN DES LEBENS?

Geschichtswissenschaft als politische Kraft

Jürgen Kocka

Können Historiker als Kenner der Geschichte den heute handelnden Politikern gute Ratschläge geben und sich mit ihrem Wissen von der Vergangenheit nutzbringend in öffentliche Diskurse der Gegenwart einbringen? Das hängt davon ab, ob man aus der Geschichte lernen kann, und diesbezüglich ist bekanntlich größte Skepsis angebracht.

Auf jeden Fall ist festzustellen, dass sich Historiker schon im 19. Jahrhundert, als der deutsche Nationalstaat letztlich mit Gewalt zusammengefügt wurde, immer wieder wirkungsvoll in die Politik einmischten. Das taten sie auch, jetzt oft mit kritisch-progressiver Stoßrichtung, in der alten Bundesrepublik, als die Sozialgeschichte boomte und im Land dringend und kontrovers nach einem aufgeklärten und ehrlichen Verhältnis zur belastenden Vergangenheit gesucht wurde. Historiker und Historikerinnen waren damit erfolgreich. Historische Forschung und Darstellung, öffentlich vermittelt, haben kräftig zu einem kritisch-selbstkritischen Verständnis der Geschichte beigetragen, das der zunehmend demokratischen Kultur der Bundesrepublik angemessen war und diese stärkte, was sich nicht zuletzt in der westdeutschen Überlegenheit über die ostdeutsche Konkurrenzgesellschaft in den späten 1980er Jahren zeigte.

Vieles davon lebt heute weiter. Aber mittlerweile stehen neue Herausforderungen auf der Tagesordnung, mit denen Historiker und Historikerinnen umgehen müssen – und können. Richtig verstanden, gehört politisches Engagement immer zu den Aufgaben der Geschichtswissenschaft in einer Demokratie. Aber es muss in wissenschaftsangemessener Form praktiziert werden, und es dient heute – auch – anderen Funktionen als früher. Aber der Reihe nach.

1.

Nicht nur Hegel war fest davon überzeugt, dass Gesellschaft und Politik nichts aus der Geschichte lernen können. „Was die Erfahrung aber und die Geschichte lehren, ist dieses, dass Völker und Regierungen niemals etwas aus der Geschichte gelernt und nach Lehren, die aus derselben zu ziehen gewesen

wären, gehandelt haben. Jede Zeit hat so eigentümliche Umstände, ist ein so individueller Zustand, dass in ihm aus ihm selbst entschieden werden muss und allein entschieden werden kann.“¹

Heutige Geschichtstheoretiker können näher begründen, warum das so ist. Seit Renaissance und Aufklärung glauben wir zu wissen, dass sich, jedenfalls in der durch stetigen, raschen und sich beschleunigenden Wandel gekennzeichneten Moderne, die Gegenwart zwar aus der Vergangenheit heraus entwickelt hat, aber grundsätzlich von der Vergangenheit unterscheidet, so wie sich auch die Zukunft von der Gegenwart unterscheiden wird. Reinhart Koselleck hat als zentral für modernes (westliches) Geschichtsd Denken die Überzeugung von einer Disjunktion zwischen dem Raum der Erfahrung und dem Horizont der Erwartung beschrieben, in anderen Worten: die Gewissheit, dass konstitutive Differenzen zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft existierten, so sehr diese auch zugleich in einem Verhältnis der Kontinuität zueinander stünden.

Weil dem so sei, könne man nicht hoffen, sich durch die Rekonstruktion von Problemen und Problemlösungen der Vergangenheit auf kluges Handeln in Gegenwart und Zukunft vorzubereiten. Denn Geschichte wiederhole sich nicht. Die Probleme der Gegenwart und Zukunft seien jeweils andere und erforderten neue Lösungen, die auch nicht durch noch so genaues Studium der Vergangenheit erlernt werden könnten. Die Geschichte als Lehrmeisterin des Lebens? Historiker als kompetente Berater der Politiker bei der Suche nach tragfähigen Entscheidungen im Gedränge heutiger Probleme? Jedenfalls in einem direkten Sinn gilt dies nicht.²

Doch ist dies nicht das letzte Wort. Die Hoffnung, dass man trotz allem aus der Geschichte für Gegenwart und Zukunft lernen könne, ist weiterhin sehr verbreitet. Entsprechende Stellungnahmen finden sich selbst bei herausragenden, auch theoretisch versierten Vertretern des Fachs, zum Beispiel bei Marc

¹ Georg Friedrich Hegel, Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte (1837), Frankfurt/Main 1986, S. 17.

² Die Denkfigur „*Historia Magistra Vitae*“ (Cicero, Mitte des 1. Jahrhunderts AC) entstammt dem antiken Denken über Geschichte, für das jene moderne Überzeugung von der qualitativen Differenz zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft noch nicht konstitutiv war. Reinhart Koselleck, *Historia Magistra Vitae. Über die Auflösung des Topos im Horizont neuzeitlich bewegter Geschichte* (1967), in: ders., *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt/Main 1979, S. 38-66; Jürgen Kocka, *Historians and the Future. The Wittrock Lecture Book Series No.1*, Uppsala 2020 (auch zum Folgenden).

Bloch, bei Jacob Burckhardt und auch dem schon erwähnten Reinhart Koselleck.

So erging sich Marc Bloch, nachdem deutsche Truppen im „Blitzkrieg“ von 1940 Frankreich überrannt und besetzt hatten, in leidenschaftlicher Selbstkritik und verurteilte seine eigene Generation dafür, dass sie es versäumt habe, das Land rechtzeitig zu warnen und auf einen möglichen Angriff vorzubereiten. Als er sich 1941 der *Résistance* gegen die nationalsozialistische Besetzung anschloss, klagte er: „Inmitten einer schrecklichen Tragödie, in die unser eigener Irrsinn uns gestürzt hat, gelingt es uns kaum, uns selbst zu verstehen. Vor allem aber möchten wir unser Schicksal voraussehen und es vielleicht ein wenig bestimmen. In dieser Verwirrung und mit diesem Durst zu wissen oder zu erraten, wenden wir uns der Vergangenheit zu. Und eine alte Neigung lässt uns hoffen, dass sie – bei angemessener Befragung – in der Lage sein wird, uns die Geheimnisse der Gegenwart zu liefern und die der Zukunft – ein wenig – zu lüften.“ Im Kern war er offenbar davon überzeugt, dass man auf der Basis von historischer Kenntnis und Reflexion Regelmäßigkeiten – natürlich nur mit Gültigkeit innerhalb begrenzter Zeiten und Räume – aufdecken könne, die ein Minimum an Orientierung in einer verwirrenden und bedrückenden Gegenwart erlauben würden.³

Reinhart Koselleck wiederum reflektierte und schrieb zwar einerseits eindringlich darüber, warum Geschichte angesichts der prinzipiellen Disjunktion zwischen Erfahrungsraum und Erwartungshorizont in der Moderne nicht mehr die Lehrmeisterin des Lebens im antiken Sinn sei. Umso bemerkenswerter ist, dass er im letzten Jahrzehnt seines Lebens andererseits die Existenz von *Wiederholungsstrukturen* in der Geschichte betonte, die seinem Urteil nach begrenzte Voraussagen auf der Grundlage historischen Wissens und somit eine Form des Lernens aus Geschichte für Gegenwart und Zukunft erlaubten.⁴

Schließlich sei noch an den bekannten Ausspruch des Schweizer Kulturhistorikers Jacob Burckhardt von 1868 erinnert. Er versuchte, die Rolle von Geschichte als Lehrmeisterin des Lebens in einer, wie er schrieb, zugleich höheren und bescheideneren Weise zu deuten: „Wir wollen durch Erfahrung nicht

³ In *Apologie pour l'histoire ou Métier d'historien* (1940/41) nach Peter Schöttler, Marc Bloch, die Lehren der Geschichte und die Möglichkeit historischer Prognosen, in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 16 (2005), S. 104-125, bes. 118 (Zitat).

⁴ Reinhart Koselleck, *Wiederholungsstrukturen in Sprache und Geschichte*, in: Saeculum: Jahrbuch für Universalgeschichte 57,1 (2006), 1-16.

sowohl klug (für ein andermal) als weise (für immer) werden.“⁵

2.

Jetzt geht es nicht darum, die Aussagen der genannten Autoren im Hinblick auf ihre Werke auszudeuten. Vielmehr werden sie hier als Hinweise darauf herangezogen, dass historisches Wissen und historisches Denken trotz der Tatsache, dass sich Geschichte nicht wiederholt und man deshalb aus ihr nicht direkt oder linear für Gegenwart und Zukunft lernen kann, Potenziale bereithalten, die Orientierung in der Gegenwart erleichtern. Durch die Erfassung intertemporaler Zusammenhänge und Wandlungsprozesse in Kategorien des Vorher und Nachher, durch den Vergleich und die Verknüpfung von Perioden und Wirklichkeitssektoren erlauben sie, Wahrscheinlichkeitsaussagen mit räumlich und zeitlich begrenztem Gültigkeitsanspruch zu formulieren und gegenwärtig drängende Probleme durch Kontextualisierung und Historisierung besser einzuordnen, dies nicht nur mit Blick auf ihre Herkunft und Entstehung, sondern auch im Hinblick auf ihre Wandelbarkeit und die Zukunftsmöglichkeiten, die ihnen eigen sein mögen. Auf solch indirekte Weisen hat Geschichte durchaus das Zeug, als eine von mehreren Lehrmeistern und Lehrmeisterinnen des Lebens zu dienen.

⁵ Jacob Burckhardt, *Weltgeschichtliche Betrachtungen*, hg. v. Rudolf Marx, Stuttgart 1978, S. 10.

Nicht als Experten für die Lösung einzelner spezifischer Probleme⁶ spielen Historiker und Historikerinnen in der Politikberatung oder im öffentlichen politischen Diskurs der Gegenwart ihre wichtigste Rolle. Bedeutend sind sie vielmehr einerseits als anregende, informierende und Ideen einbringende Gesprächspartner, die Handlungsziele abwägen und relationieren, Spielräume denkbarer Handlungsmöglichkeiten vergrößern und gängige Sichtweisen kritisch hinterfragen können. Andererseits vermögen sie als Beeinflusser sich verbreitender Überzeugungen und kollektiver Selbstverständnisse unterschiedlicher historischer Einheiten wie Akteursgruppen, sozialer Bewegungen, ganzer Gesellschaften oder Kulturen zu fungieren und nicht zuletzt auch als Anbieter – oder Kritiker – von Kontextwissen. Zusammenhangserkenntnisse, innerhalb derer dringende Einzelprobleme anders aussehen, schärfer profiliert sind und vielleicht eher politisch gestaltbar werden, auch durch die Erleichterung von Verständigung über Polarisierungen und Blockaden hinweg. Historisches Wissen und Denken ist insofern politisch relevant. Zu verschiedenen Zeiten, in verschiedenen Konstellationen wurde und wird dieses politische Potenzial historischen Wissens und Denkens sehr verschiedenartig eingelöst – unterschiedlich beeinflusst von außerwissenschaftlichen

⁶ Obwohl es auch vorkommt, dass spezialisiertes historisches Expertenwissen zur Lösung drängender spezifischer Einzelprobleme abgerufen und verwendet wird. So diente der fachmännische Vergleich mit der Finanz- und Wirtschaftskrise der frühen 1930er Jahre in der internationalen Finanzkrise von 2008 den historisch informierten und sich historische informierenden Akteuren in Washington und in den Regierungen anderer betroffener Länder zur frühzeitigen Orientierung und zur Entwicklung angemessener Abwehrstrategien, vor allem in Form massiver Interventionen mit öffentlichem Geld zur Rettung von Banken und anderer privatwirtschaftlicher Großunternehmen, die als *too big to fail* eingeschätzt wurden. Das war eine mithilfe von wirtschaftshistorischem Wissen entwickelte Strategie, die eine tiefe und sich sektoral ausbreitende Langzeitkrise von der Art der 1930er Jahre erfolgreich verhinderte, aber – in Form riesiger öffentlicher Schuldenberge – zu neuen, nicht-intendierten Krisenbedrohungen führte. Siehe Ben S. Bernanke, *The Courage to Act: A Memoir of a Crisis and Its Aftermath*, New York 2015. Bernanke war in der Krise von 2008 als Präsident des US-amerikanischen Federal Reserve Board einer der entscheidenden Krisenmanager; er hatte sich als Wirtschaftshistoriker mit der „Great Depression“ der 30er Jahre beschäftigt. Vgl. Jürgen Kocka, *Learning from History and the Recent Crisis of Capitalism*, in: *Storia della Storiografia* 61,1 (2012), S. 103-109.

Präferenzen der Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen sowie von den Umständen, unter denen sie leben und arbeiten. Ich beschränke mich auf Skizzen von zwei historischen Stationen und einen Blick auf die Gegenwart.

3.

Seit dem frühen 19. Jahrhundert, als sich die Geschichtswissenschaft als spezialisierte, zunehmend professionalisierte Fachwissenschaft in Europa herauszubilden begann, lässt sich eine zunehmend stabile Allianz zwischen Geschichtswissenschaft und Nationsbildung beobachten. Der Aufstieg der Geschichtswissenschaft als archivgestützte Forschung und universitäre Disziplin, als Fach (bald als Massenfach) in den Schulen, als Auftrag von Geschichtsvereinen und als Inhalt von Erinnerungsorten (Denkmälern!), als Anknüpfungspunkt und Medium gebildeter Konversationen wie auch als Macht im öffentlichen Meinungskampf um kulturelle und politische Dinge – dieser Aufstieg der Geschichtswissenschaft im 19. Jahrhundert in all diesen Hinsichten wurde durch politische Instanzen unterstützt. Er wurde gefördert durch die Regierenden, Repräsentanten und Beamten der sich kraftvoll entfaltenden Territorial- und Nationalstaaten ebenso wie durch die öffentliche Meinung, deren Träger sich zunehmend für die Geschichte des jeweiligen Gemeinwesens interessierten, weil sie wissen und verbreiten wollten, woher das Gemeinwesen kam, was es zusammenhielt und wohin es sich vermutlich entwickelte.

Tatsächlich interpretierten viele Historiker – und bemerkenswerterweise gerade die progressiven und liberalen unter ihnen – die Beziehungen zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zunehmend so, dass sie solchen national-identitären Erkenntnisinteressen entsprachen. Durch ihre Studien, auch und gerade wenn und weil sie wissenschaftlich fundiert waren, trugen sie zur Herausbildung, Bekräftigung und manchmal auch zur Kritik – jedenfalls zur Vertiefung und Klärung – nationaler Identitäten bei.

Die methodischen Prinzipien des Faches, die in der Zeit Leopold Rankes und Gustav Droysens, Thomas Carlyles und Jules Michelets – also etwa gleichzeitig mit den Fortschritten der inneren Nationsbildung – standardisiert und kodifiziert wurden, prädestinierten die Historiker zur Wahrnehmung solcher identitätsbezogener Funktionen in einer sehr grundsätzlichen Art und Weise. Beispielsweise lernten die Historiker ihre Forschung auf Primärquellen aufzubauen, die sie in *Archiven* fanden, welche meistens von staatlicher Seite organisiert wurden und primär staatliche oder staatsbezogene Handlungen, Prozesse und Befunde dokumentierten. Methodisch galt, dass Historiker *Texte* vor

anderen Quellen privilegierten. Das machte Sprachkenntnis unabdingbar, limitierte zwar die Reichweite historischer Forschung, verstärkte aber ihre Affinität zum nationalsprachlichen Kontext, soweit er bestand.

Historische Forschungen und Darstellungen zielten meist auf *raum- und zeit-spezifische* Beschreibungen, Erklärungen und Interpretationen, nicht dagegen auf jenen Typus breiter Generalisierungen, die in manchen Naturwissenschaften und einigen allmählich entstehenden Sozialwissenschaften praktiziert wurden. In der Geschichtswissenschaft ging es primär um *Differenzen* in zeitlicher und räumlicher Hinsicht. Eben dies machte sie so faszinierend und brauchbar, um eigene kollektive Identität im Unterschied zu anderen Identitäten zu thematisieren, also etwa das Spezifische der eigenen Nation relativ zu anderen.

Diese Hinweise mögen genügen, um zu verdeutlichen, dass im Zeitalter der aufsteigenden und sich dominant etablierenden Nationalstaaten – im Westen im 19. und frühen 20. Jahrhundert – trotz vieler Ausnahmen und mancher gegenläufigen Tendenzen, die jetzt nicht zu behandeln sind, die methodischen Orientierungen und die öffentlichen Funktionen der Geschichtswissenschaft nicht nur miteinander harmonisierten, sondern sich auch gegenseitig verstärkten. Das hat die Geschichtswissenschaft zutiefst geprägt, mit Wirkung bis heute. Und es hat sie zugleich zu einer gewichtigen politischen Macht werden lassen.

Kurzum: In einer intellektuell-kulturellen Konstellation, in der Kulturfragen für den Zusammenhalt und die Macht von Nationalstaaten eminent bedeutsam waren, erlangten Historiker als Lehrer in Universitäten und Schulen, als Autoren und Publizisten, viele auch als öffentliche Intellektuelle, Festredner und zivilgesellschaftliche Akteure, die das oben skizzierte politische Potenzial historischen Wissens und Denkens für nationale Anliegen einsetzten und sich oft in der einen oder anderen Weise für ihr Vaterland engagierten, eine erhebliche politische Bedeutung – und zwar als Historiker, nicht nur als Bürger, trotz ausgeprägter Unterschiede zwischen ihnen im Übrigen, was ihre politischen, religiösen und kulturellen Präferenzen betraf.⁷

4.

Formal ähnlich, aber inhaltlich anders stellt sich die Verbindung von fachwis-

⁷ Siehe Stefan Berger und Christoph Conrad, *The Past as History. National Identity and Historical Consciousness in Modern Europe*, New York 2015.

senschaftlicher Orientierung und politischem Engagement in den 1960er, 1970er und 1980er Jahren des letzten Jahrhunderts dar, als international, aber auch in der Bundesrepublik, die mittlerweile fest etablierte Disziplin der Historiker durch den Aufstieg der Sozialgeschichte herausgefordert wurde, ein Erfolg, der sich oft eng mit Kritik an überkommenen politischen Verhältnissen und Forderungen nach durchgreifender gesellschaftlicher Reform verband. Die Sozialgeschichte verstand sich nicht selten als „Oppositionswissenschaft“. Sie definierte sich durch die Absetzung von Traditionen des Faches, die sie als dominant wahrnahm und kritisierte. Im Grunde war sie ein relationales Phänomen. Doch sie beanspruchte, das Fach zu verändern, sei es durch grundlegende Ergänzungen, sei es durch alternative Betrachtungsweisen.

Sozialhistoriker plädierten für eine intensive Behandlung von Strukturen und Prozessen statt primär von historischen Ereignissen, Aktionen und Akteuren. Sie lenkten den Blick auf die gesellschaftlichen Entwicklungen, besonders auf gesellschaftliche Ungleichheiten, Spannungen und Konflikte, statt primär auf staatliche Politik. Sie beschäftigten sich mit gesellschaftlichen Phänomenen als einem besonders interessierenden Untersuchungsbereich wie auch als einem Perspektiven eröffnenden Zentrum, von dem her die allgemeine Geschichte umgreifend als Gesellschaftsgeschichte interpretiert werden sollte.

Sozialhistoriker praktizierten oft fachübergreifende Ansätze, besonders in Kooperation mit historisch orientierten Soziologen und oft in engster Verbindung mit der Wirtschaftsgeschichte. Viele von ihnen bevorzugten analytische Herangehensweisen – explizite Begriffe, Hypothesen, Vergleiche, kausalanalytische Argumentationen, bisweilen auch quantifizierende Verfahren – und das Experimentieren mit sozialwissenschaftlichen Theorien (oft in marxistischer oder/und weberianischer Tradition), statt sich auf hermeneutische Zugriffe und erzählende Darstellungsformen zu beschränken.

„Historische Sozialwissenschaft“ diente bisweilen als Selbstbezeichnung. Je reifer sie wurde, desto breiter wurde das Spektrum der Themen entfaltet, die in der Sozialgeschichte bearbeitet wurden. Aber die Geschichte der Arbeiter, der Arbeitsverhältnisse, der Arbeiterkultur und der Arbeiterbewegungen war und blieb lange ein zentrales Thema, ein Kerngebiet der Sozialgeschichte. Das Interesse für die „kleinen Leute“, Männer und Frauen, ihre Arbeits- und Lebensverhältnisse, ihre Familien, Organisationen und – später – ihre Alltagserfahrungen prägte die Sozialgeschichte auch dann noch, als sie sich durch intensive innere Konflikte hindurch weiter entwickelt, sich verfeinert, ausdifferenziert, geschlechtergeschichtlich angereichert und immer öfter mit kulturgeschichtlichen wie mit kulturanthropologischen Zugriffen verbunden hatte.

Diese Beschäftigung mit der breiten Basis der Gesellschaftspyramide – und mit Minderheiten – ging oft Hand in Hand mit einem besonderen Interesse an sozialer Ungleichheit, sozialen Protesten, gesellschaftlich-kulturellen Alternativvorstellungen, Konflikten und den darin möglicherweise vorhandenen Veränderungspotenzialen der untersuchten Gesellschaften.⁸

Soweit sie an Fragen der Historik, d.h. der Theorie der Geschichte, interessiert waren, lag es Sozialhistorikern nahe, die Verortung der Geschichtswissenschaft in ihrer aufklärerischen Tradition zu betonen. Dies hieß, sie als eine gesellschaftlich-kulturelle Praxis zu begreifen, die zur Aufklärung ihrer Zeit in der Lage, wenn nicht gar verpflichtet war, nicht zuletzt durch Kritik an gängigen Vorurteilen, verbreiteten Mythen und tradierten Zwängen sowie durch die Aufdeckung (noch) nicht realisierter gesellschaftlicher Möglichkeiten in emanzipatorischer Absicht. Hier schlug der traditionskritische und reformbegehrte Zeitgeist der 1960er und 1970er Jahre voll durch: Die Kritik an den reformbedürftigen Traditionen der eigenen Disziplin ging über in die Kritik an den reformbedürftigen Verhältnissen in Gesellschaft und Politik.⁹

Dies war ein internationales, auch in anderen (vor allem westlichen) Ländern beobachtetes Phänomen. Doch in Deutschland – jedenfalls in seinem westlichen Teil – erfuhr diese Verknüpfung von innerwissenschaftlicher und gesamtgesellschaftlich-politischer Kritik eine besondere Zuspitzung: als Auseinandersetzung um ein offeneres, ehrlicheres Verhältnis und Verhalten gegenüber der nationalsozialistischen Vorgeschichte des Landes, die bis dahin nur sehr unvollkommen aufgearbeitet worden war. Daran wird klar, wie bruchlos wissenschaftliches Erkenntnisstreben in politisches Engagement übergehen konnte, ja musste – diesmal nicht primär wie im 19. Jahrhundert im Dienst an Größe und Kraft des Vaterlands, sondern im Zeichen einer umfassend verstandenen Kritik.¹⁰

Es gab vieles, was in dieses hier leicht vereinfacht gezeichnete Bild nicht ganz

⁸ Vgl. Jürgen Kocka, Hg., Sozialgeschichte im internationalen Überblick. Ergebnisse und Tendenzen der Forschung, Darmstadt 1989.

⁹ Eine entsprechende Sicht der Geschichte ausgeführt bei: Jörn Rüsen, Historik. Theorie der Geschichtswissenschaft, Köln 2013. Jürgen Kocka, Geschichte - wozu? In: W. Hardtwig (Hg.), Über das Studium der Geschichte, München 1990, S. 427-443 (Erstfassung 1972).

¹⁰ Vgl. Norbert Frei und Sybille Steinbacher, Beschweigen und Bekennen. Die deutsche Nachkriegsgesellschaft und der Holocaust, Göttingen 2001.

passt, zum Beispiel die unbestreitbare Tatsache, dass Historiker wie Werner Conze hervorragende Sozialgeschichte betrieben, aber weit von jeder linken politischen Position entfernt blieben; oder dass es Beispiele entschiedenen und extremen politischen Engagements auch auf der Linken gab, die wissenschaftlichen Prinzipien des kritischen Diskurses, der Wahrheitsfindung und der Abwägungsbereitschaft diametral widersprachen. Wissenschaftliche Produktivität und politisches Engagement gingen nicht immer harmonisch zusammen. Politische Radikalität konnte wissenschaftliche Rationalität beschädigen. Reformpolitisches Engagement zeigte sich überdies in sehr unterschiedlicher Weise: als Teilnahme an öffentlichen Debatten, als publizistische Intervention, als parteipolitische Aktivität, als Mitarbeit in einer der vielen hochschulpolitischen Organisationen oder auch nur im Vorwort und in den Kategorien der Dissertation, deren gründliche Bearbeitung vielleicht durch den zugleich traditionskritischen wie modernisierungsoptimistischen Geist der Zeit mitmotiviert und vorangetrieben worden war. Aber wenn man die Bilanz der langen 1960er Jahre zieht, dann ist für die hier ins Auge gefasste Minderheit von Historikern mit sozialhistorischer Orientierung vor allem dies hervorzuheben: Inner-wissenschaftliches Neuerungsstreben und politisches Reformengagement, wissenschaftliche Produktivität und politische Arbeit gingen oft Hand in Hand und konnten sich gegenseitig verstärken.¹¹

5.

Seitdem hat sich vieles verändert. Die Sozialgeschichte ist zwar erfolgreich in die geschichtswissenschaftliche Forschung im Allgemeinen eingedrungen und hat sie zum Besseren verändert, aber sie ist nicht mehr die oppositionelle Alternative zu einem sozialhistorisch unterentwickelten *mainstream* des Faches, die sie einstmals war. Manche ältere Frontstellung ist verblasst. So ist es – auch aufgrund der bohrenden Beiträge vieler Historiker – gelungen, ein relativ offenes, ehrliches und selbstkritisches Verhältnis zu den dunkelsten Phasen der deutschen Geschichte zu gewinnen und damit die politische Kultur der Bundesrepublik zu prägen.

Die historische Profession ist gegenwärtig viel weniger zerklüftet und in

¹¹ Als prägender Erfahrungshintergrund der hier vertretenen Sicht auf die Sozialgeschichte jener Jahrzehnte ist die Bielefelder Fakultät für Geschichte zu nennen, der ich 1973-1988 angehörte. Dazu: „Ein hohes Maß an Experimentierbereitschaft“. Die Bielefelder Schule und die günstige Gelegenheit der siebziger Jahre. Interview mit Jürgen Kocka, in: Indes. Zeitschrift für Politik und Gesellschaft 3, 2014, S. 95-108.

Lager gespalten als noch vor wenigen Jahrzehnten. Heute werden Deutschland und die Welt zudem von anderen Großproblemen herausgefordert als es in jenen Jahrzehnten der deutschen Zweistaatlichkeit, des Kalten Krieges und der noch nahen Nachwirkungen der europäischen Diktaturen, Weltkriege und Katastrophen der ersten Jahrhunderthälfte der Fall war. Die Globalisierung der Lebensverhältnisse ist weit vorangeschritten.

Wissenschaftler sind heute viel eindeutiger als politische Kraft etabliert als früher und als Akteure im politischen Feld oft unmittelbar tätig. Das wirft immer dann erhebliche Probleme auf, wenn dabei die Differenz zwischen der Logik der Wissenschaft und der Logik der Politik nicht respektiert wird. Aber die Auseinandersetzungen um das richtige Verhältnis von Expertentum und Demokratie, von Wissenschaft und Politik entzündeten sich heute eher an der gesellschaftlichen Rolle und den politischen Interventionen von Virologen und Epidemiologen, von Klimaforschern und Umweltwissenschaftlern als an den Äußerungen von Historikern.

Doch das politische Potenzial historischen Wissens und Denkens ist weiterhin stark und lebendig. Der Bedarf an historischer Kritik, an kollektiver Selbstvergewisserung durch historische Reflexion und Erinnerung, an historisch generiertem Möglichkeitsbewusstsein und an Gegenwartsanalysen aus geschichtswissenschaftlicher Perspektive ist weiterhin manifest. Historiker und Historikerinnen mischen sich ein und bringen ihr Wissen zur Geltung: in den weiterhin kontroversen öffentlichen Debatten um die Folgen und die Deutung der deutschen Diktaturen¹²; in den neu aufgeflammtten Auseinandersetzungen um die koloniale Vergangenheit des Westens; in den vielfältigen Diskursen über angemessene Strategien im Umgang mit zunehmender Ungleichheit und Krisenhaftigkeit im globalisierten Kapitalismus; in der intellektuellen und praktischen Suche nach einer Neu-Justierung des Verhältnisses von Zivilisation und Natur im Zeitalter des Anthropozäns.

Auch gibt es ganz neue Herausforderungen. Wenn einerseits aufgrund verstärkter Moralisierung der öffentlichen Diskussionen der Argumentationsfreiheit neue Gefahren durch neue Tabus und Überkorrektheit drohen, sind auch Historiker und Historikerinnen gefordert, für Klarheit, Offenheit und Nüchternheit der Analyse zu sorgen, selbst wenn sie Anstoß erregen. Und andererseits gehört es angesichts der heiß laufenden Emotionalisierung, Zuspitzung

¹² Dazu gehört zuletzt die öffentliche Kontroverse um die Restitutionsansprüche des Hauses Hohenzollern, an der sich Historiker vielstimmig beteiligen. Vgl. Eva Schlotheuber u. Eckart Conze, Die Ehre der Familie, in : Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 8. 9. 2020.

und Fragmentierung des öffentlichen Raums unter dem Einfluss neuer Medien, schriller Selbstdarstellungsformen und populistischer Politik zur Verantwortung der Wissenschaften, Möglichkeiten der Distanzierung zu verstärken, für die nötige Differenzierung zu sorgen und rationales Abwägen im Umgang mit Komplexität zu fördern.

Die Argumentationskultur der Historiker gewinnt dabei besondere Relevanz, denn sie sind darauf trainiert, Grautönen zur Geltung zu verhelfen, zu kontextualisieren, Ambivalenzen ernst zu nehmen, Augenmaß zu bewahren und damit die Chance von Kompromissbildung zu erhöhen, ohne die Demokratie nicht funktionieren kann.